# Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 7. 3. 1937 | Nr. 10


## Die Ersten und die Letzten.

In der „Königsberger Allgem. Zeitg." behandelt **Staatsminister a. D. Dr. Hartnacke** die oft erörterte Frage, ob unter den Schülern die Klassenbesten im späteren Leben Versager zu sein pflegen, während die Letzten auf der Schulbank sich besser in ihren späteren Berufen bewährten.

Mit der Sicherheit eines Naturgesetzes taucht von Zeit zu Zeit in der Öffentlichkeit der Satz auf, daß Schulleistung und Lebensleistung nichts miteinander zu tun hätten, im Gegenteil, daß die Schulversager sozusagen die geborenen Anwärter auf die wahre und echte Lebensleistung wären. Schule V, aber im Leben pfundige Kerle!!

Noch so oft mag diese Meinung als falsch oder wenigstens nur in bestimmten Lebensbezirken gültig erwiesen worden sein: Man hört sie immer wieder. Sie schafft billige Wirkung, weil sie auch dem minderleistenden Großmaul Erfolg verspricht, am liebsten ohne Anstrengung und Krafteinsatz. Aber das ist gerade das bedenklichste: In einer Zeit, in der unsere Zukunft mehr als je auf Leistung höchsten Grades und Wertes angewiesen ist, können wir Stimmen nicht brauchen, die den Wert der Leistung herabsetzen und damit den Krafteinsatz hemmen.

Es wäre töricht, zu verkennen, daß es gewiß Fälle gibt, in denen schlecht beurteilte Schüler doch ihren Mann gestanden haben, gelegentlich sogar in der Wissenschaft. Aber das sind bei weitem nicht die Regelfälle. Es sind die Fälle, die nur darum so viel beredet werden, weil sie eben, als von der Regel abweichend, aufgefallen sind. Ähnlich ist es, wenn man dem Arzt nicht seine Erfolge nachrühmt, wohl aber die Mißerfolge nachredet. Beim Kurpfuscher rühmt man, wenn er mal zufällig und scheinbar Erfolg hat, aber von seinen Mißerfolgen redet man nicht. Von den vielen Klassenersten redet man nicht, wenn sie hervorragende Männer geworden sind. Aber wenn ein ehemaliger Primus versagt, weil er's zu leicht genommen hat oder weil er infolge mangelnder sittlicher Kraft verbummelt und verkommen ist, dann wird das beredet und verallgemeinert. Und wenn mal ein Ultimus etwas wird, dann waren die Schulmeister Esel, die ihn verkannt hatten. Ein Liebig, der immer als Beispiel genannt wird für ein Versagen in der Schule und höchstem Ruhm im Leben, wäre die Zierde einer Oberrealschule von heute gewesen, und auch im heutigen Gymnasium wahrscheinlich kein Versager,

Wie falsch die Meinung vom umgekehrten Verhältnis von Schul- und Lebensleistung ist, geht hervor aus einem Bericht von Zollinger in der schweizerischen Lehrerzeitung über die Fortdauer der Leistungen. Die Untersuchung ist durchgeführt am Kantonalen Gymnasium in Zürich. In 71 Prozent stimmte das Sexta-Schlußzeugnis mit dem Maturitätszeugnis überein, in 24 Prozent war der Leistungsstand gestiegen, in nur 5 Prozent war er gesunken.

Das Verhältnis zwischen Maturität und akademischer Schlußprüfung war zu 75 Prozent das der Übereinstimmung. In den Fällen der Abweichung lag überwiegend Verbesserung vor. Das galt für Philosophen, akademische Lehrer, Ärzte, Techniker, Primar- und Sekundarlehrer, Juristen, Theologen, Zahnärzte, Nationalökonomen und Apotheker. Diese Reihenfolge ist gleichzeitig die Rangordnung der Prüfungsbewährung.

In den gehobenen Stellen gab es nach der Untersuchung mehr Klassenerste und Klassenzweite als Letzte und Vorletzte. Dabei ist zu bedenken, daß der Ultimus am Gymnasium durchaus nur vergleichsweise hinter dem Primus zurücksteht und durchaus kein Dummkopf im landläufigen Sinne ist oder zu sein braucht. So fehlen durchaus die Klassenletzten auch in gehobenen Lebensstellungen nicht, aber sie sind ja auch nur Letzte in der Gymnasialklasse und nicht in der Gesamtrangordnung ihres Altersjahrgangs. In der Gesamtbevölkerung gibt es, wie man nicht oft genug sagen kann, zwischen dem einen Pol der schöpferischen Höchstleistung und dem anderen Pol rettungsloser Stumpfheit alle Abstufungen. Sicher gibt es in den höheren Schulen nicht selten den Typ des Schülers, der andere Spatzen auf dem Dach hat, der mit geringstem Krafteinsatz sich durchhilft und sich immer nur gerade so weit herausarbeitet, daß er mit Mühe und Not von Klasse zu Klasse mitkommt. Selbstredend kann auch aus solchen Leuten etwas werden, wenn in ihnen das ihr Leben bestimmende Interesse wach geworden ist, wenn reifer gewordenes Wertbewußtsein ihnen Schwung gibt und die Kraft des nachhaltigen Arbeitseinsatzes. Wir wollen drum den Letzten nicht schmähen, ihn nicht verzagt machen mit dem Spott: „Gott segne deine Studia, aus dir wird nichts Hallelujah!" Wir dürfen es aber beileibe nicht als den wahren Sinn der Schule und des Studiums ansehen, daß die Letzten die eigentlichen Schoßkinder des Wissenschafts- und des Lebenserfolges wären (womit aber nichts gesagt sein soll gegen die Klassenletzten in Auslese schulen hohen Ranges). Luther, Kant, Gauß, Leibniz, Fichte, Treitschke, Helmholtz, Moltke, Dietrich Schäfer, alle waren glänzende Schüler.

Wir tun der deutschen Jugend und vor allem der deutschen Zukunft einen denkbar schlechten Dienst, wenn wir die ehrliche und tüchtige Leistung in der Schule, die wir für Leistungshöhe, Wettbewerbskraft und Kultur dringend brauchen, verächtlich machen. Es kommt vielmehr darauf an, daß alle wissen, daß auch die beste Begabung nur durch treuen Fleiß zu ihrer besten Erfüllung und Lebensleistung kommt, und darum sagte Goethe: Genie ist Fleiß!

## Heldengedenktag in Wilna 1937...

**(Sonderbericht der „Deutschen Rundschau in Polen".)**

Weit draußen am Westrand Wilnas, wo die niedrigen Holzhäuser der Vorstadt immer seltener werden und die schneeverwehten Straßen sich allmählich in der Einsamkeit des winterlichen Waldes verlieren, weit ab vom östlichen Treiben der Stadt und ihren vielen Türmen und glänzenden Kuppeln liegt auf dem hohen Ufer des Wiljaflusses der deutsche Heldenfriedhof.

Wochenlang hat keines Menschen Fuß die weiße, weiche Schneedecke betreten, unter der am Waldesrand tausende deutscher Soldaten ausruhen von ihrem letzten Kampf. Monatelang haben die grauen Reihen der namentragenden Kreuze auf lesende Augen und ein verstehendes Herz gewartet, gleichsam als begriffen sie noch immer und immer wieder nicht, daß Deutschland tausend Kilometer entfernt und der Kreis derjenigen, die die Stimme des unbekannten Soldaten zu hören vermögen, hier in Wilna klein, sehr klein ist. Jahrelang hat sich das breite, eisenbeschlagene Tor des Friedhofszauns danach gesehnt, sich knarrend öffnen zu dürfen um den Blick auf die Granitblöcke des Ehrenmals in der Friedhofsmitte freizugeben. Umsonst ...

Heute wird ihm — vielleicht zum ersten Mal seit jenem Tag, als Wilna den letzten feldgrauen Waffenrock sah — sein Wunsch erfüllt, — und als es Abend werden will, kommen viele schweigende Menschen, gehen hindurch, gehen den langen lebensbaumgesäumten Gang an den vielen Hügelreihen vorbei zum Ehrenmal. Es sind die Deutschen von Wilna. Die deutschen Studenten der Stephan-Bathory-Universität haben sie zu einer Heldenehrung eingeladen, die zum ersten Mal seit dem Weltkrieg an dieser Stelle als öffentliche Feier stattfindet.

*

Für alle, die dabei sind, ist diese schlichte, ernste Weihestunde ein tiefes Erlebnis. Nicht etwa deswegen, weil die meisten von ihnen zum ersten Mal an einer solchen Feier teilnehmen, sondern weil jeder dieser vielen Menschen, die hier in Wilna von den Stürmen der Nachkriegszeit zusammengetrieben worden sind, den packenden, heiligen Zwang dieser Deutschen Stätte und Stunde inmitten einer fremden Welt empfindet, weil jeder etwas fühlt von dem einen Schicksal, Deutscher zu sein, von dem einen Blut, das hier vor 20 Jahren in die Felder und Sümpfe drang, und das heute verpflichteten Erben die stolze Trauer durch die Adern treibt.

*

Der Geist völkerverbindender Kameradschaft und die Achtung vor Helden, die einem anderen Volk gehören, im Tode aber Seite an Seite mit deutschen Toten ruhen, gebietet, an diesem Tage auch nicht der polnischen Soldaten zu vergessen, die hier während des Bolschewisteneinfalls ihre letzte Ruhestätte fanden. Ein Kranz wird niedergelegt und die polnische Nationalhymne gesungen ...

*

Um die wuchtigen Granitblöcke, auf denen der schlafende Löwe ruht, den die X. Armee während des Weltkrieges ihren Toten als Denkmal setzte, spielt der flackernde Schein der Fackeln, mit denen die Ehrenwache aufgezogen ist. Es ist unmerklich dunkel geworden: der Schnee hat seinen weißen Tagesglanz verloren und leuchtet rot auf den schweigenden Tannen. Das Lied vom guten Kameraden wird gesungen. Einfach, herb und anspruchslos klingt es über die kleine Lichtung, auf der das Denkmal steht.

Dann tritt einer der Studenten vor und spricht von der Bedeutung dieser Stunde.

Und dies sind seine Worte:

„Die Stelle, an der wir uns zusammengefunden haben, duldet keine salbungsvolle Rede. Die starren, grauen Kreuze in der Runde sprechen zu laut, sprechen zu eindringlich zu jedem wahrhaft deutschen Herzen, als daß es noch irgendwelcher Erklärungen und Hinweise bedürfte.

Und dennoch verlangt diese einzige Möglichkeit im Jahr, uns zu einem freien, deutschen Gebet an der heiligsten Stätte zu treffen, die es für uns in Wilna geben kann, ernste Mahnung und tiefe Besinnung ...

Überall, wo Deutsche wohnen, stehen heute Menschen, die ebenso denken und ebenso fühlen und ebenso sprechen wie wir zur Heldenehrung auf den Kriegerfriedhöfen des Reichs und des Ringes blutgetränkter Erde um Deutschlands Grenzen. Nicht verwandtschaftliche Beziehungen zu den Toten und noch viel weniger gesellschaftliche Verpflichtungen irgendwelcher Art haben sie zusammengeführt, sondern einzig und allein das aufrichtige Bedürfnis, die teuren Toten und ihr größtes Opfer nicht zu vergessen.

Auch hier, in Wilna, soll es so sein. Auch hier gibt es unter uns wohl niemand, der unter den Hügeln dieses Friedhofs einen Vater, einen Bruder, einen Sohn weiß. und dennoch hört jeder die mahnende Stimme des einen unbekannten Soldaten, der keiner der Toten und doch jeder von ihnen ist: „Ich starb für euch, für meine Heimat, die auch eure ist. Ich hatte auch ein Herz und einen Vater und eine Mutter und hatte sie lieb, wie jeder unter euch. Ich hatte Frau und Kinder in einem Haus, durch das das Leben und die Träume wehten. Und plötzlich kam die Stunde, da Deutschland rief. Ich ging ins Feld, kämpfte und fiel, weil ich das eine wußte: Deutschland muß leben — auch wenn wir sterben müssen!

Vergeßt das nicht!"

Es gibt für uns nur eine Antwort: „Wir bleiben treu!"

Und nicht nur das. Dieses Opfer ganz verstehen, heißt: den Geist, in dem es vollbracht wurde, forttragen bis in eine ferne Zukunft. Das sei die freudige Pflicht aller Lebenden, denen das Letzte erspart bleibt!

Ganz besonders aber für unser kleines, vereinsamt aber fest stehendes Häuflein Deutscher in Wilna gilt es heute mehr denn je, dieses heilige Erbe zu wahren. Dazu gehört vor allen Dingen die Pflicht, unser deutsches Denken und Wollen und damit auch unsere Muttersprache rein und makellos an die weiterzutragen, die nach uns an dieser Stelle stehen werden. Sie sollen sich unserer nicht zu schämen brauchen und sollen stolz sein, wie wir es sein können, wenn sich schon an uns ein Teil des Vermächtnisses erfüllt, das uns deutsche Soldaten als Inschrift dieses Ehrenmals hinterließen:

„Was die Kinder erben sollen,
War der Väter Heldensinn ..."

Die Fackeln senken sich. Grüne Kränze legen sich um den Denkmalssockel. Von den Deutschen Wilnas, von den deutschen Studenten, von der reichsdeutschen Studentenschaft, von den großen Organisationen der Deutschen Westpolens.

Still geht jeder nach Hause und traurig. Und doch unendlich stolz.

Inzwischen aber leuchten auf glitzerndem Schnee im Fackelschein die Schleifen der Kränze mit ihrem Symbol. Am Rande Europas ... KHF.

## Spiel in Flandern.

**Eine Novelle aus dem großen Kriege.**

Von **Hans Willi Linker.**

Vierte Fortsetzung.

Da ist er einen Tag lang im nahen Brügge gewesen, ist über eine schmale Brücke gegangen, hat lange an einem stillen Wasser gestanden und ist eingefangen gewesen von der Verträumtheit der alten Stadt. Der Tag ist ein Erlebnis. Am Abend hört er Musik. Mozart. Haydn.

Als er im Nachtschweigen wieder in seiner Stube steht und in den Spiegel blickt, sieht er ein Gesicht, das bleich ist wie im Schmerz. Die Augen liegen in tiefen Höhlen. Der Mund ist schmal, nicht mehr der Knabenmund, es ist ein Mund, um den die harten Falten des Leidens liegen. Nicht des Leidens um sich und sein Leben, das ja so schmal ist wie der Mund, Leiden auch nicht um die fernen Lieben, Leid nur um ein flämisches Mädchen.

Was hat Freund Daniel damit zu tun, was die anderen? Er lacht ihnen in die ernsten Gesichter. Und Maantje? Er bindet sich ihre blonden Zöpfe um den Nacken und das Mädchen schnürt sie zu, daß ein Mund vor dem anderen Mund steht, daß sich die Lippen zu ersten zarten Küssen finden. Warmer Regen auf die Frühlingserde der heiteren Landschaft, die ihnen allein gehört. Auf den braunen Wegen wandern sie und nichts darf sein wie nur das Lachen und der Stolz, den Dank tragen zu dürfen für das Geschenk der Schicksalsfrauen.

Bob ist Soldat in der Freiheit, mit der er sich opfert. Und das Mädchen? Ja, was wissen wir von den Mädchen, von den Frauen? Was weiß Bob von ihnen? Nichts. Er fühlt ja nur die innige Hingabe der Mädchenseele, er sieht nur die Holdseligkeit des jungen Geschöpfes, er sieht Liebe und strahlende Freude, und da füllt er den Becher, daraus sie beide trinken müssen.

Was geht in Maantje vor? Ist sie wirklich so unbekümmert? Oder streicht auch hier die Opferung mit dunklem Flügelschlag über eine starke Seele? Ist in den Nächten ein Mädchenweinen? Oder hält Gott das liebe geliebte Herz in seinen beiden Händen, es zu hüten, daß es stark bleibe für den Tag des Abschieds?

So viele Fragen. Nur Maantje weiß die Antworten.

Wir, wir wissen heute, daß das Leid aller Mädchen, aller Frauen, aller Mütter größer war als das unsere unter sausenden Splittern.

Die Älteren? Gretje? Der Großvater, die Mutter? Kann man einen Menschen vor der Liebe bewahren? Soll man, vor dem Erlebnis schützen zu wollen, die Hände aufheben ? Oder soll man sie still falten im heißen Wunsch nach der Güte des Geschicks, nach Kraft, leben und tragen zu können?

Noch einmal das Wort des Großvaters: Hier hört alles auf und hier beginnt alles.

Und noch einmal lebt auch die Heiterkeit dieser Ruhetage in losen Wellen auf. Die Kompanie findet sich zu einem großen Gemeinschaftsabend zusammen. Der Grund hierfür? Man hat ein paar Fässer bayrischen Bieres erschleichen können.

Da sitzen sie nun in zwei, drei langen Reihen im Saal eines Estaminets und trinken, rauchen, singen, lachen, als wollten sie sich ein einziges Mal noch Leib und Seele mit aller Lust, wie sie ihnen so karg und dennoch reich zugemessen ist, anfüllen. Leutnant Busch mitten darunter, jung wie sie. Der Bataillonskommandeur, den sie Vater Licht nennen, also Major Licht, will eine Stunde bei ihnen bleiben, gehört aber dann doch zu den letzten, die den Saal verlassen. Bob natürlich mit seinem Daniel und den anderen Sängern — Stützen dieses Kompaniefestes, das sie alle zusammenfaßt, die Alten und die Jungen, die nun auch

# Ein Deutscher als Kolonialpionier in Amerika.

Von **Colin Roß.**

**Im Verlag Brockhaus, Leipzig, erschien das neue Buch von Colin Roß „Unser Amerika" (Der deutsche Anteil an den Vereinigten Staaten). Man kann dieses Buch bezeichnen als die erste deutsche Geschichte der Vereinigten Staaten, die ihre Entstehung nicht zuletzt Einwanderern aus dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, Deutschen aller Gaue, Österreichern, Holländern und Schweizern verdanken. Dieser Anteil ist so bedeutend, daß Franklin Roosevelt, der Präsident der Vereinigten Staaten, kürzlich sagte: „Die Leistungen der amerikanischen Bürger deutschen Blutes stellen einen Glanzpunkt in der Geschichte unseres Volkes dar. Die bewährten Eigenschaften der Männer und Frauen aus Deutschland haben zum Aufbau und Fortschritt in allen Teilen unseres Landes beigetragen, wo sie und ihre Nachkommen sich niedergelassen haben." Wir entnehmen dem Buch einen Abschnitt:**

Einer der bedeutendsten deutschen Kolonialpioniere ist Peter Minnewit aus Wesel gewesen. Er zeigt, daß es unter den Deutschen jener Tage koloniale Führernaturen gab. Wären nun zu diesem Führer die Auswanderer gestoßen, die später in Scharen über den Atlantischen Ozean zogen, und wäre in Deutschland nur ein Fürst, nur eine Reichsstadt gewesen, die die Wichtigkeit erkannt hätten, rechtzeitig für Deutsche ein Stück der Neuen Welt zu sichern, es hätten nicht so viele Millionen deutscher Volksgenossen Kulturdünger für andere Völker sein müssen.

Hätte man den Frieden von Lübeck nur ein paar Jahre, statt lediglich wenige Monate halten können, so wäre vielleicht alles anders gekommen. Amerikanische Kolonisationspläne lagen damals auch in Deutschland in der Luft. In dem gleichen Jahr 1626, in dem Peter Minnewit die Halbinsel Manhattan, auf der heute die Wolkenkratzer Newyorks stehen, von den Indianern für Bänder und Perlen im Werte von etwa fünfzig Mark kaufte, wurde auch in Schweden eine amerikanische Kolonisationsgesellschaft gegründet.

Der Hauptteilhaber dieser Gesellschaft war der König selber. Ein Kaufmann aus Antwerpen, Wilhelm Usselinx, hatte Gustav Adolf auf die unbegrenzten Möglichkeiten eines Amerikanischen Kolonialreichs hingewiesen. In dem gleichen Jahr, in dem in Deutschland der Frieden zu Lübeck geschlossen wurde, kam auch der schwedisch-polnische Waffenstillstand von Altmark zustande. Durch ihn war die schwedische Vorherrschaft im Ostseeraum gesichert, und Gustav Adolf hatte die Hände für sein geplantes Übersee-Unternehmen frei. Er selber hatte 400 000 Taler gezeichnet. Von vornherein schwebte ihm eine schwedisch-deutsche Zusammenarbeit vor. In den deutschen Seestädten ging man mit Eifer auf diese Pläne des Schwedenkönigs ein. Stettin wie Stralsund erklärten, sich zu beteiligen, ebenso der Herzog von Pommern. Besonders eifrig war Emden, das seinen Handel ausdehnen wollte und Sitz und Stimme in der Leitung der geplanten Gesellschaft anstrebte. Livland mit seiner starken deutschen Bevölkerung bot an, sich mit 150 000 Talern zu beteiligen, und erst recht war natürlich das reiche Danzig dabei.

Ein gewaltiger deutsch-schwedischer Kolonisations- und Handelsplan begann feste Gestalt anzunehmen. Da führte der reaktionäre Eifer des katholischen Habsburgers das Restitutionsedikt herbei, die evangelische Freiheit war bedroht. Zu ihrer Sicherung griff Gustav Adolf in den deutschen Religionsstreit ein, und statt in das amerikanische Neuland führte er seine Schweden auf deutschen Boden, in den furchtbarsten Krieg, der unsere Heimaterde je verwüstete.

Während in Deutschland der große Krieg wütete, baute der Deutsche Minnewit am Ufer des Hudsons seine Kolonie auf. Er errichtete ein Fort am Ende der Halbinsel, die heute noch Battery Place heißt, und sicherte die Niederlassung durch einen Wall, nach dem die an seiner Stelle führende Wall Street benannt ist. Nachdem der Platz, den Minnewit Neu-Amsterdam nannte, so gesichert war, begann es sich rasch zu entwickeln. Innerhalb weniger Jahre hatten die Neu-Amsterdamer die Pilgerväter im Pelzhandel geschlagen. Bereits im Jahre 1628, als die Kolonie erst zwei Jahre alt war, betrug der Umsatz 56 000 Gulden. Drei Jahre später stieg er auf 130 000.

Vor allem lag dem deutschen Gouverneur aber an der Schaffung von Siedlungen. Er sorgte dafür, daß Vieh und Pferde herüberkamen, vor allem aber Menschen, die fähig und willens waren, das Land anzubauen. Jeder, der in Neu-Amsterdam landete, erhielt so viel Land zugeteilt, als er bestellen konnte.

Minnewit hatte von vornherein erkannt, wie wichtig es war, die junge Kolonie politisch und militärisch zu sichern. So erbaute er nicht nur Fort und Wall, sondern legte auch den Grund zu einer eigenen Kriegsflotte. Unter seiner Leitung wurde die „Neu-Niederland" gebaut, ein Schiff, das 600, nach manchen Berichten 800 Tonnen groß war. Jedenfalls trug es dreißig Kanonen und war eins der größten Schiffe, die damals auf dem Wasser schwammen.

Trotzdem waren die militärischen Hilfsmittel von Neu-Amsterdam einstweilen doch noch derart gering, daß es lebenswichtig war, gute Beziehungen zu den britischen Nachbarn zu unterhalten, ohne jedoch die holländischen Ansprüche preiszugeben. Minnewit mußte da mit äußerstem Takt und diplomatischem Geschick vorgehen; denn im Grunde machten ja die Engländer Ansprüche auf die ganze Küste. Sie waren aber zunächst durch den Krieg gegen Spanien und die inneren religiösen Streitigkeiten zu sehr in Anspruch genommen, um sie geltend zu machen. Inzwischen mußte die Kolonie so stark gemacht werden, daß sie nicht mehr ohne weiteres genommen werden konnte.

Dazu wären in erster Linie Menschen nötig gewesen, die in dem amerikanischen Boden ihre neue Heimaterde gesehen hätten und infolgedessen auch willens und bereit gewesen wären, sie mit der Waffe zu verteidigen. Unglücklicherweise änderte die Westindien-Gesellschaft jedoch das von Minnewit eingeführte Landverteilungssystem. Sie belegte alles Land für die Gesellschaft und führte das sogenannte Patronatssystem ein. Jeder Teilhaber, der auf seine Kosten fünfzig Siedler herüberbrachte, erhielt ein Gebiet von sechzehn Meilen Uferlänge am Hudson, das sich nach innen so weit erstreckte, „wie die Umstände es gestatteten".

Begreiflicherweise reihte sich alsbald längs des Hudsons ein Gut an das andere. Die Arbeiter auf ihnen aber waren nicht viel mehr als Leibeigene, die der vollen polizeilichen und richterlichen Gewalt des Grundeigentümers unterstanden. Es ist nicht erstaunlich, daß daraufhin der Zustrom von Kolonisten nachließ und überdies eine endlose Kette von Streitigkeiten einsetzte, die schließlich zu der Abberufung des deutschen Gouverneurs führte.

Minnewit hatte die von ihm begründete Kolonie sechs Jahre geleitet und verließ sie in blühendem Zustand. Unter seinem Nachfolger Wouter van Twiller riß eine Mißwirtschaft ein, die nach Ablauf von fünf Jahren dazu führte, daß die Kompanie nicht nur das Patronatssystem, sondern auch das Pelzhandelsmonopol aufgeben mußte.

Die Kolonie wurde jetzt freigegeben für Angehörige aller Nationen. Sie eilten von allen Seiten herbei, aus Neuengland und Virginien wie aus allen Ländern Europas. Bereits im Jahre 1643 wurden in Neu-Amsterdam achtzehn verschiedene Sprachen gesprochen. Damals schon bekam die Stadt, die nach der Eroberung durch die Engländer den Namen Newyork erhielt, das internationale Gepräge, das sie seitdem nie mehr verloren hat. Sollte wirklich jemals ein einheitliches amerikanisches Volk entstehen, so werden die Newyorker die letzten sein, die darin aufgehen.

Noch ein anderes Kennzeichen haftet Newyork heute noch von den Tagen seiner holländischen Herrschaft an: sein Händlergeist. In jenen Tagen, als die atlantische Küste Amerikas besiedelt wurde, war die Haupttriebfeder zur Auswanderung der Wunsch nach religiöser Freiheit. Sowohl die Neuenglandstaaten wie Pennsylvanien oder Maryland wurden fast ausschließlich von glaubensstarken Menschen besiedelt, die in erster Linie um ihrer idealen Ziele willen in die Neue Welt hinüberkamen. Wer aber nach Neu-Amsterdam hinüberfuhr, der tat das, um Geschäfte zu machen. Auch das von den Holländern gegen Wunsch und Rat ihres deutschen Gouverneurs eingeführte System der großen Liegenschaften wirkte nach. Auf dieses führen die alten Newyorker Familien ihren Reichtum zurück, die van Rensselaers, die Schuylers und die Livingstones. Bis zum Jahre 1852 mußte noch Pacht bezahlt werden, die auf diese alten Landrechte zurückging. Auch nachdem die Gerichte diesem Unfug ein Ende gemacht hatten, wirkt das Unheil des Patronatswesens bis auf den heutigen Tag weiter, das die Menschen in allmächtige Herren und in ohnmächtige Leibeigene teilt, die für die ersteren fronen müssen. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur von Battery Place mit der Hochbahn durch Newyork zu fahren und dann an den Hudson. Man wird auf dem Weg zu den Milliardär-Villen so grauenhaftes Elend zu sehen bekommen, daß man eine Weile braucht, um den Eindruck zu überwinden.

Um dieses Händlergeistes und dieser sozialen Ungerechtigkeit willen ging Neu-Amsterdam den Holländern verloren. Als die Briten während des englisch-holländischen Krieges von 1664 eine Flotte zur Eroberung der niederländischen Kolonie aussandten, erhob sich keine Hand zu ihrer Verteidigung. Ihr Gouverneur mußte sie ohne einen Schuß übergeben. Der gleiche Geist lebte zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges, als die Bürger von Newyork Geschäfte mit beiden Parteien machten und Väter keine Bedenken trugen, englisches Gold zu nehmen, während ihre Söhne vielleicht zerlumpt in den Heeren Washingtons fochten.

Und heute? Steht man auf den ragenden Burgen des Finanzkapitals, die sich hoch über all dem menschlichen Elend erheben, auf dem sie errichtet wurden, denkt man an die kaltherzige Geldpolitik, die hier ihren Sitz hat, so möchte man wie Jugurtha beim Verlassen Roms ausrufen: „O urbem venalem!" „O käufliche Stadt", in der es nichts gibt, was nicht für Geld zu haben ist und was nicht für Geld verraten und preisgegeben würde.

Der Deutsche Peter Minnewit aber hat den innerlichen Niedergang seiner Schöpfung bei äußerlichem Aufblühen nicht mehr erlebt.

## Das Dorf

Von Herta Grandt

Es liegt im weiten, wälderreichen Plan
Ein Dorf, in das die Wege alle münden,
Da läuten Glocken, und da kräht der Hahn,
Der Menschen Hausung heiter zu verkünden.

Das ist der Landschaft warm und liebend Herz,
Und alle, die sich auf den Äckern plagen,
Sie müssen jede Freude, jeden Schmerz
Doch wieder zu den stillen Häusern tragen.

Und wenn sich einer irgendwo verliert
Und Sieger wird und Meister in der Ferne —
Hier in der Felder freundlichem Gevierk
Wohnt seine Kraft, hier leuchten seine Sterne.

Da blüht die Hecke, und da reift das Korn,
Da segeln Wolken silbern überm Tale,
Und unermüdlich füllt der alte Born
Des ausgewaschnen Steines graue Schale.

## Tschiangkaischek

### bezeichnet die deutsche Jugend als Vorbild.

Aus Nanking wird gemeldet:

Der dritte Jahrestag der Gründung der nationalen Bewegung „Neues Leben" wurde in allen Städten Chinas feierlich begangen. In Nanking selbst fand eine große Versammlung statt, an der die führenden Mitglieder der Regierung und der Kuomintang-Partei teilnahmen. Der Regierungschef Marschall Tschiangkaischek hielt eine Rundfunkansprache, in der er vom chinesischen Volk Ernst, Selbsthingabe, Fleiß und Zusammenballung aller Kräfte forderte als Voraussetzung für den Wiederaufbau. Tschiangkaischek stellte der chinesischen Jugend das Beispiel der deutschen Jugend vor Augen. Er verwies auf deren Fleiß und Sparsamkeit und hob hervor, daß die deutsche Jugend ihre Freizeit opfere, um volkswirtschaftlich noch verwertbare Gegenstände zu sammeln.

Frau Tschiangkaischek hielt eine Rundfunk-Ansprache in englischer Sprache, die sich etwa in den gleichen Gedankengängen bewegte.

Der Kriegsminister geißelte in seiner Rede im Offiziersklub die individualistische Selbstsucht und forderte das chinesische Volk auf, zu erwachen und die Bedeutung der nationalen Einheit als Sicherung gegen Angriffe von außen zu erfassen.

---

dazu gehören, die noch nicht von dem anderen wissen, das so nahe ist.

Ihr kennt ja solche Feste. Scheu und besonders zart ist man da wahrhaftig nicht und wohl auch nicht nüchtern und bescheiden. Was soll das auch hier? Derbe Späße fliegen über die Tische und brausendes Gelächter schallt hinaus in die stille Nacht. Schwächen verlocken zu Anzüglichkeiten. Keiner ist böse darum. Man lacht mit und antwortet, daß ein neues Lachen unter die niedrige Decke steigt.

Wagt aber einer sich an Bob heran? Der doch zu allen Zeiten Gefährte ist, auch da, wenn es um ihn selbst geht. Alle haben doch gesehen und sie sehen es täglich, daß ihr Vizefeldwebel Bob Schmidt einem Menschenkinde stärker verbunden ist. Wann hätten wohl Soldaten Scheu gehabt, die Heimlichkeit ans Licht zu ziehen? Und dann: Wie oft verbergen die Späße rauher Soldaten den zarten Hintergrund! Wie oft ist ihre Derbheit nur ein Schutz gegen sich selbst und ihre Gefühle! Ist aber hier denn Heimlichkeit? Ist es nicht allen frei und offen?

Nein, dieses da, Feldwebel Bob und das Mädchen Maantje — nein, das ist nicht anzutasten. Das muß man lassen, wie es ist. Es wird genug Schmerz in aller Freude sein und was später kommt — wer weiß davon?

Ja, man muß dieses alles noch schützen. Nicht nur gewähren lassen, man muß ein wenig Rückendeckung geben.

Leutnant Busch, ja, er ist jung und lustig mit allen. Doch er weiß schon von der einen bestimmten Stunde, da diese Wochen in die Erinnerung eingehen müssen, da die Ruhetage zu Ende sind. Die Stunde des Abschiednehmens ist sehr nahe. Es ist nicht leicht für den jungen Offizier, aber er weiß, daß er seinem Vizefeldwebel Schmidt mitzutragen aufgeben kann, wie er oft in den ganz schweren Tagen diesem einen offen und freimütig sein durfte. Und er kann ihm diesmal auch noch etwas geben.

So zieht er, als die Wellen des Frohsinns und Übermuts am höchsten gestiegen sind, seinen Feldwebel Bob zur Seite.

„Feldwebel Bob, übermorgen geht's weiter."

„Jawohl, Herr Leutnant!"

„Sie sagen so einfach: Jawohl, Herr Leutnant."

„Was soll man sagen? Das muß ja alles sein. Und einmal würde es doch kommen, daß wir wieder nach vorn müssen. Es ist ja Krieg."

„Sie müssen Abschied nehmen, Feldwebel Bob."

Als Bob schweigt, legt Leutnant Busch die Hand auf die Schulter seines jungen Zugführers.

„Ich gebe Ihnen noch einen Tag, Bob. Sie waren Quartiermacher; nun übergeben Sie die Quartiere wieder an die, die nach uns kommen."

Bob blickt auf. Ganz ruhig sieht er seinem Kompanieführer ins Auge.

„Ich danke, Herr Leutnant. Ich will die wenigen Stunden — — —"

„Nicht so schwer werden lassen, Bob. Da vorn dann wieder in alter Kraft die alten Kameraden, nicht wahr?"

„Natürlich, Herr Leutnant. Noch mehr als zuvor."

Bob und Daniel gehen in dieser Nacht noch ein Stück des Weges miteinander. Daniel verträgt eine Unmenge. Aber er ist doch ein wenig beschwipst und da will er noch allerlei an den Mann bringen.

Jedoch Bob sagt bloß: „Daniel, übermorgen ist Schluß mit dem hier", und er beschreibt mit der Hand einen Bogen über die schlafenden Häuser.

Da ist Daniel still. Eine kleine Weile nur. Dann flucht er leise vor sich hin, murmelt seine Verwünschungen und sagt schließlich: „Aber schön war's doch!"

„Ja", erwidert Bob, „es war sehr schön. Kommt so etwas wohl wieder? Und jetzt wird's, glaube ich, schwer."

Daniel seufzt. „Mach dir's nicht zu schwer."

„Daniel, ich habe noch einen Tag mehr. Ich bleibe als Nachschub. Ich glaube, das ist leichter, wenn es auch nur eine schöne Vortäuschung ist. Ich werde nochmals recht gut zu ihr sein. Zu allen werde ich gut sein. Das werden wir lange nicht vergessen. Daniel. Wir haben uns später viel davon zu erzählen. Wenn wir noch Zeit dazu haben. Wer weiß, was uns erwartet?"

„Was soll uns erwarten? Das kennen wir doch. Kann es uns denn noch dreckiger gehen als bisher?"

„Ich habe keine Angst, Daniel. Ich weiß, daß ich wieder nach Hause komme. Aber dann! Dann fängt ein ganz neues Leben an. Wir wissen ja erst jetzt, wie schön ein Leben sein kann. Ich glaube, man kann das Leben nur dann so recht schön und reich erleben, wenn man gut ist, gut zu allen Menschen, die man lieb hat. Und ihnen hilft, wie wir uns gegenseitig geholfen haben. Ohne dieses ist kein ganzes Leben mehr."

Das ist nun die letzte Nacht in dem grünen Zimmer. Lange haben sie alle noch draußen gesessen. Vierundzwanzig Tage sind es nun her, daß sie sich an jenem ersten Abend begegneten, da die Wochen sich noch hinbreiteten und kein Ende zeigten. Fast immer ist es so, daß uns schöne Wochen in ihrem Abschied schnell dahingingen, zu schnell. Diese Wochen aber sind lang, sie sind reich an kostbarem Erleben, und es scheint den Menschen dieses Hauses, als seien es nicht Wochen, sondern Monate her, da Bob mit dem Großvater zu ihnen in den Garten gekommen ist und von der Heimat erzählt hat, wie er heute abend wieder erzählt, wie schön es einmal sein wird, wenn sie alle wieder daheim sind.

Nein, es ist nicht viel vom Abschied die Rede an diesem Abend. Wenn er sich von allen anderen Abenden unterscheidet, dann ist es nur, weil Gretje nicht mehr schweigsam ist, weil auch sie Worte der Freundlichkeit und Dankbarkeit für diese Wochen und für den jungen Soldaten hat. Wer aber könnte wohl dankbarer sein als Bob, der ein lebendiges Stück seiner Heimat gefunden hat und das doch nur dank der Güte der liebenswerten Hausgenossen!

(Schluß folgt!)